

■ Der Glanz des Lichts

Neben den vier Elementen sind das Licht und die Sonne lebensnotwendig. Der Sonne werden in Mythos und Dichtung ganz gegensätzliche Bedeutungen zugesprochen.



■ Von Prof. Dr. Helmut Bachmaier

Ein Roman von Samuel Beckett beginnt mit folgendem Satz: „Die Sonne schien, und da sie keine andere Wahl hatte, auf nichts Neues.“ Ein typischer Beckettscher Anfang, so in seinem frühen Roman „Murphy“. Dieser Satz wirkt zuerst wie eine Paradoxie oder wie ein philosophischer Kalauer, er bezeichnet aber mehr. Er ist nämlich eine Anspielung auf eine Formulierung des Philosophen Kant. Kant stellte einmal die Frage, welchen Rang der Mensch im Universum einnehme, denn gemessen an der Ausdehnung des Kosmos erscheint der Mensch doch wie ein kleines, unbedeutendes Pünktchen im All. Kants Antwort war: „Der gestirnte Himmel über mir“ ist nicht das Entscheidende, sondern „das Gesetz der Freiheit in mir“. Wenn wir auch verschwindend klein erscheinen mögen, die Freiheit in uns macht uns „grösser“ als alles andere. Wir haben Wahlmöglichkeit aus Freiheit, die Sonne hat keine Wahl und scheint darum auch auf nichts Neues, so Beckett in der Fortsetzung Kants. So wichtig der glänzende Himmelskörper für unser Leben auch sein mag, die Freiheit kennt er nicht, sondern er steht unter dem ehernen Gesetz der Notwendigkeit.

Ein solches Verständnis der Sonne sieht in ihr nur den Garanten der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Täglich geht die Sonne auf und unter, es geschieht nichts Neues unter der Sonne, sie scheint auf nichts Neues. Die Sonne wird hier zu einem Symbol für die Wiederholung – und das, was sich stets wiederholt, das erzeugt Langeweile. „Die Sonne ist an allem schuld“, heisst es bei Albert Camus. Schuld ist sie an dem ewig Gleichen, an den Reprisen, an der tödlichen Langeweile.

■ Die Wüsten der Seele

Wiederholung, ewige Wiederkehr des Gleichen, Langeweile – das sind die Merkmale, die dem Himmelskörper in der modernen Literatur und im modernen Film zugesprochen werden. Die idealtypische Situation hierfür ist ein Wüstenszenario, wo in brütender Hitze alles still liegt, blosse Dauer erzeugt wird und alles verendet. Die Verwüstung wird der stechenden Sonne angelastet, den Wüsten der Landschaft entsprechen dabei die Wüsten der Seele. „Weh dem, der Wüsten [in sich] birgt!“, so warnte schon Nietzsche seine Zeitgenossen. Es ist auffallend, dass nicht nur in der absurden oder nihilistischen Literatur die Sonne so schlecht wegkommt. Die Verbindung von Sonne und Wüste, ihre quälende Gleichmässigkeit, ihr ewig alter Glanz lassen sie in dieser Lesart zu einem monotonen, weissen und todverbreitenden Wandelstern werden, der seine grauenvollen Spuren auf der Erde hinterlässt. Georg Heym, der Berliner Grosstadtlyriker um die Jahrhundertwende, spricht in seinem Gedicht „Wie ist der Winter ewig weit gezogen“ davon, die Sonne sei „eines Höllenofens weisser Rachen“.

■ Der neue Glanz

Ganz anders dagegen sind die meisten Zeugnisse der Naturlyrik und der Malerei, die Sonnenuntergänge in Massen hervorgebracht haben. Da ist es dann das neue Licht, der neue Glanz, in den alles getaucht ist, und es wird die Freude angesichts der Herrlichkeit der Natur

besungen. Berühmt sind dafür die Erzählungen Adalbert Stifters. Diese handeln sehr oft von sonnenbeschiene-
nen Landschaften, über die sich der Glanz des Lichts
ausbreitet. Dieser ist ein Zeichen für die Fülle der Natur,
für die Schöpfung, und zwar in der Weise, dass das un-
sichtbare Wesen Gottes sich in der sichtbaren Natur
offenbare, also gemäss Römer 1, 20, wonach sich Gottes
Wesen und Kraft in seinen Werken wahrnehmen lasse.
Der Gang durch die Natur gleicht bei Stifter der Drama-
turgie eines Naturschauspiels, in dem Licht und Farbe
die Vielfalt und dadurch die Fülle der Natur erhellen.

In Hölderlins „Hyperion“ steht die Naturerfahrung im
Zeichen des Sonnengottes Helios, der mit der Erde zu-
sammen, ganz wie ein Liebespaar, die Form der „höch-
sten Schönheit“ in der Natur bildet. Im Sinne der plato-
nischen Liebesphilosophie im „Gastmahl“ irren die Erde
und die Sonne als zwei Hälften durch den Kosmos, und
sie suchen in treuer Verbundenheit einander, um sich
zu ergänzen, um dann wieder eine vollkommene Natur,
eine Ganzheit darstellen zu können. Dies ist Hölderlins
Naturvorstellung von einer allumfassenden Versöhnt-
heit aller Elemente.

■ Am Horizont

Ähnlich ist der Tenor bei Eduard Mörike in seinem Ge-
dicht „An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang“.
Daraus die Anfangs- und die Schlusstrophe:

„O fläumenleichte Zeit der dunklen Frühe!
Welch neue Welt bewegest du in mir?
Was ist's, dass ich auf einmal nun in dir
Von sanfter Wollust meines Daseins glühe?“
[...]
„Dort, sieh! am Horizont lüpfst sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halb geöffnet, süsse Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug, und wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flügel!“

Der Sonnenaufgang ist die Erweckung des Daseins.
Dieses Gedicht ist eigentlich ein Gegenstück zu Möri-
kes „Gelassen stieg die Nacht ans Land...“. Mörike ist ein
Dichter der Übergänge, der wie kaum ein anderer den
Übergang vom Tag zur Nacht, das langsame Hervortre-
ten des Sonnenlichts sowie sein Verlöschen zum Thema
gemacht hat. Er besitzt noch ein ganz ursprüngliches

Vertrauen auf die Bedeutung der Sonnenmetaphorik,
die Mitte des 19. Jahrhunderts – zuerst bei Heinrich
Heine – verbraucht erschien und fragwürdig geworden
ist. Bei Alfred Döblin, in seinem Roman „Berlin Alexan-
derplatz“, wird nur noch lakonisch festgestellt: „Die
Sonne ging auf und unter. Der Mond tat dasselbe...“

Nachdem die Sonne innerhalb der Literatur derart in
Verruf geraten war, wollte natürlich auch Thomas
Mann nicht hintanstehen. Er hat seine Kritik an der
Sonnenanbeterei in der Novelle „Tristan“ ironisch
niedergelegt. In dieser Novelle feiert der Schriftsteller
Spinell mit der dekadenten Angehörigen eines Kauf-
manns die Mysterien der Wagnerschen „Tristan“-Mu-
sik. Bei Kerzenschein kommt es zu folgendem Dialog:
„‘Ach’, sagte er, ‘nach allen diesen überhellen Wochen
tut das Dunkel den Augen wohl. Ich bin dieser Sonne,
die Schönes und Gemeines mit gleich aufdringlicher
Deutlichkeit bestrahlt, geradezu dankbar, dass sie sich
endlich ein wenig verhüllt:‘

‘Lieben Sie die Sonne nicht, Herr Spinell?’

‘Da ich kein Maler bin...Man wird innerlicher ohne Sonne.’“

■ Sonnenauge

Dass nur Gleiches ein Gleiches erkennen kann, dass da-
her das Auge sonnenhaft sein muss, um die Sonne
überhaupt erkennen zu können – so Goethe –, das er-
hellte den inneren Zusammenhang von Auge und Sonne
und ihre symbolische Korrespondenz. Dem Rund der
Sonne entspricht das Auge, beide sind erscheinend und
wahrnehmend aufeinander bezogen, der Glanz des
Lichts kehrt im glänzenden Auge wieder – beide spie-
geln sich gewissermassen ineinander. Geht man davon
aus, dass in früheren, vorwissenschaftlichen Zeiten die
Auffassung vorherrschte, das Sehen sei ein Vorgang,
bei dem das Auge einen *Sehstrahl* aussendet, der am
Gegenstand reflektiert wird, dann wird die Analogie
von Auge und Sonne noch deutlicher: *Sehstrahl* und
Sonnenstrahl markieren ihre Wesensähnlichkeit. Augu-
stinus etwa war der Meinung, so in seiner Seh-Theorie,
der *Sehstrahl* gehe nach aussen und das vom Gegen-
stand abgelöste Bild gehe nach innen, in die Seele und
werde dort bewahrt. Das ist die sog. Intromissionsthe-
orie des Sehens.

Otto Koenig („Urphänomen Auge“) hat eine Fülle von
Belegen zusammengetragen, um das Augen-Motiv in
allen kulturspezifischen und symbolischen Bedeutun-
gen uns vor die Augen zu führen: in der Höhlenmalerei

den Dialog zwischen Auge und Sonne; das Auge Gottes, umgeben vom Strahlenkranz der Sonne; das Auge des Gesetzes; das Machtsymbol des Pfauenauges am Pfauenthron oder die Formen von Orden und Emblemen, die dem Augenschema folgen. Für C.G. Jung ist die Sonne der zentrale Archetypus, das vollkommene kollektive Symbol überhaupt.

■ Begierde der Augen

Licht und Äther werden in der Philosophie und Dichtung mit dem Seh- und Erkenntnisvorgang immer wieder auf neue Weise verbunden. Meister Eckhart hielt die Sinne für die Stege der Seele, für ihre Brücke zur Welt; das Auge sei das Kostbarste, denn es verbindet Innen und Aussen. „Hütet eure Augen!“ ermahnt ein Lehrgedicht Walthers von der Vogelweide. „Wo Liebe ist, ist auch das Auge“, stellte Augustinus fest, und für Novalis war das Auge „das Sprachorgan des Gefühls“, für Hildegard von Bingen „das Fenster der Seele“. Im „Türmerlied“ Goethes werden wir „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“. Tauler unterscheidet das äussere Auge, das nur Schein und Vielerlei wahrnimmt, vom inneren Auge, das das Unsichtbare sieht, das Licht in der Nacht wahrnimmt und Sein und Wesen erkennt. Sündenfall, Apokalypse oder Weltuntergang sind Verfinsterungen, die sich ankündigen im Verlöschen der Sonne und in der Blindheit der Menschen. Deshalb wird oft gewarnt vor der Verblendung: Seuse warnt vor dem Verlieren der Augen an die Welt, das Johannes-Evangelium spricht von den „Begierden der Augen“. Die lichtlose, ewig sonnenverfinsterte Welt und die Verblendung erzeugen das Chaos, die Verstörung der Welt. Mit

einer Ausnahme: Der blinde Seher in der Tragödie erkennt das wahre Gesicht der Dinge, und er spricht im Namen der Götter. Er ist zwar blind für die äusseren Erscheinungen, dafür sieht er aber das innere Wesen. Wenn sich Ödipus blendet, dann löscht er das trügerische Licht des Tages, mithin den Schein aus.

Der Blick in die Sonne blendet; er macht auf die Dauer blind. Deshalb darf die Sonne nicht direkt angeschaut werden. Genauso verhält es sich mit dem Göttlichen – es darf nur, wenn es vorüber ist, betrachtet werden.

■ Blendung

In Exodus 33,18 bittet Moses den Herrn: „Zeige mir doch deine Herrlichkeit!“ Der Herr entgegnet darauf: „Mein Angesicht kannst du nicht schauen; denn kein Mensch kann mich schauen und dabei am Leben bleiben! Siehe, hier in meiner Nähe ist ein Platz, da stelle dich auf den Felsen! Wenn meine Herrlichkeit vorüberzieht, stelle ich dich in die Felsenhöhle und bedecke dich mit meiner Hand, bis ich vorüber bin. Nehme ich dann meine Hand weg, so kannst du meine Rückseite schauen. Doch mein Angesicht darf man nicht schauen.“

Diese Stelle der Gottesschau, der visio beatifica Dei, der Schau des herrlichen Gottes, geht einher mit einem Verbot, einem Tabu. Das Vollkommene und Höchste bleibt dem direkten menschlichen Blick entzogen. Erst wenn der Gott vorübergegangen ist, dürfen sich die Augen öffnen und nach-sehend und nach-denkend ihm folgen. Dies ist zugleich das klassische Beispiel für das Verstehen, für die hermeneutische Grundsituation, nämlich, dass wir nur nachträglich etwas verstehen, hinterhergehend, geschichtlich und nach-denkend.



Der Mensch lebt nicht von Brot allein

**SBGRL-Fachkongress für Pflege und Betreuung
im Kongresszentrum Seedamm Plaza, Pfäffikon (SZ)
29. und 30. März 2007**

Für Pflegende und weitere Interessierte zum Thema Ernährung

Das ausführliche Programm finden Sie im Internet unter www.sbgrl.ch,
Navigation Fachkongress 2007.

Anmeldungen können gerne auch online erfolgen.